Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 25 (1941)

Heft: 6-7

Buchbesprechung: Stilistisch-rhetorisches Arbeitsbuch für die Mittelschule, die

Hochschule und den Selbstunterricht [Paul Lang]

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freilich hat man sich in der Schweiz schon lange vor Schiller die Geschichten von Tell und vom Rütli erzählt, sonft hätte fie Goethe auch nicht gefunden, und Schillers Hauptquellen sind ja Tschudi und Johannes von Müller gewesen. (Ubrigens find diese "Geschichten", die man nun etwa hundert Jahre als haltlose Sagen betrachtet hat, durch die For= schungen Karl Meyers wieder wahrscheinlicher, beinahe schon wieder "Geschichte" geworden; Gotifried Reller hat auch schon 1860, in seinem köstlichen Bericht von der Einweihung des Mythensteins zum Schillerstein, ihre Entstehung aus nichts eine Unmöglichkeit genannt). Aber auch Tellspiele mit Rütlifzenen hat es schon vor und wieder nach Schiller - keines hat im entferntesten die Wirkung von Schillers Werk erreicht, und heute können unsere Festredner kaum etwas Besseres tun, als den Kern der Gründungs= geschichte in der Fassung auszudrücken, die ihm nun einmal Schiller und kein anderer gegeben: "Wir wollen fein ein einzig Bolk von Brüdern -- "Es gibt aber im Bundes= brief von 1291, ganz abgesehen vom lateinischen Wortlaut, kaum eine Stelle, die diese Fassung wörtlich nahe legt, und doch verwenden und empfinden die guten Schweizer von heute diese Worte Schillers, wie wenn sie in jener Sommernacht 1291 steno=, wenn nicht gar phonographisch aufgenommen worden wären. Es trifft sich darum auch reizend, daß die vielen Rütlimallfahrer, die von Luzern oder von Brunnen herkommen, zuerst am Schillerstein vorbei= fahren und auf der Heimfahrt nochmals den "Sänger Tells" grußen, der des grunen Heinrichs "heiligste Sagen verherr= licht" zurückgegeben hat.

Wir alle freuen uns dessen, was Keller die "wunderbare Tatsache des Baterlandes" nannte, und stehn zu Karl Hediger, der das Fähnlein der sieben Aufrechten übergab mit den Worten: "Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigsaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Jusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Bolkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundessiebe vermögen, und beide werden zu einer Tugend werden". Und das hat am 1. Augsten 1291

begonnen, und deffen freuen wir uns.

Büchertisch.

dr. Paul Lang, Professor an der Kantonsschule Zürich. Stilistisch=rhetorisches Arbeitsbuch für die Mittelschule, die Hochschule und den Selbstunterricht. 289 S., geb. Fr. 5.40. Schlüssel (gesondert zu beziehen) Fr. 1.50. Berlag Sauer=

länder & Co., Aarau.

In doppeltem Sinn ein Arbeitsbuch: eine Anleitung zur Arbeit, nämlich zu reichlicher sprachlicher Abung, aber auch hervorgegangen aus gewaltiger Arbeit. Es sett die Kenntnis der deutschen Sprache voraus, ist also keine Sprachslehre im üblichen Sinn; es will zum guten Gebrauch der Sprache anleiten. Kann man das? Beim Lesen guter Bücher kann sich das Sprachgefühl entwickeln, aber es muß das nicht, sonst könnte Ed. Engel nicht mit Recht eine so lange Reihe von Germanisten zu den schlechten Stillsten zählen. Engel meint, guter Stil lasse sich nicht künstlich anlernen; was man dem Schüler beibringen könne, seien nützliche Lehren sürs Tun, besonders aber die noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen, nämlich schlechter Sprachs

gewohnheiten, und das ist ja der Hauptzweck des "Korri= gierens" im Schulfinn. (Rorrigieren heißt eigentlich verbeffern, der Lehrer verbessert aber gewöhnlich nicht, sondern sieht nur durch, streicht an und läßt den Schüler verbessern). Das ist das Unbefriedigende an dieser großen Last des Sprachlehrers: er kann dem Schüler nur schlechtes Deutsch ab=, aber damit noch kein gutes Deutsch angewöhnen, son= dern nur ein etwas farbloses "korrektes" Deutsch. Das ist immerhin viel mehr als nichts. Aber wenn man Langs Buch durchgesehen hat, fängt man wahrhaftig an zu glauben, auch ausgesprochen gutes Deutsch lasse sich beibringen, näm= lich durch Ubung, aber durch eine ungeheure Menge von Ubung. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie reichhaltig und dabei geschickt und klar geordnet diese Ubungen sind: zur Erweiterung des Wortschatzes, zur Schärfung des Sprach= gefühls, zum Satbau, zum Aufbau eines Auffates. Bald soll der Schüler in einem vorliegenden Brief allzu vertrau= liche oder gewöhnliche Ausdrücke durch gut schriftsprachliche, etwas gehobene ersetzen, bald umgekehrt allzu blumige durch bescheidenere, bald in einer etwas derb geratenen Beschwerde die beleidigenden Wörter mildern, bald aus einem litera= rischen Schriftstück ein paar eingeschmuggelte gezierte verein= fachen, bald aus der Rede eines Generaldirektors etwa zwei Dugend überflüffige Fremdwörter verdeutschen, bald in einer Trauerrede die Phrasen umgehen usw. Der Bersfasser ist ein sehr guter Kenner guten deutschen Sprachgesbrauchs und macht 3. B. darauf ausmerksam, daß Wörter wie "währenddem" und "trogdem" in Norddeutschland nur als Umftands=, nie als Bindewörter verwendet werden, läßt sie aber auch als solche für die Schweiz gelten. Daß die Möglichkeitsform (der Konjunktiv) auch in geistig höhern Kreisen allmählich verschwindet, schreibt er wohl mit Recht dem "steigenden Einfluß der sprachlich Ungebildeten" zu, unter denen sich auch Rundspruchsprecher befinden. Eine Mustersammlung von Briefen und Berichten schließt den 1. Teil, die "Sachprosa", deren Beherrschung jedem zugäng= lich sein sollte, der auf gute sprachliche Bildung Unspruch macht. Der Abschnitt über "Runstprosa" will natürlich nicht zur Berufsschriftstellerei erziehen, sondern nur zum Erkennen höherer Prosa anleiten. Das 3. Buch gibt Anleitungen zur Redekunst und antwortet u. a. auf Fragen wie: Wie man sich auf eine Rede vorbereitet. — Den endgültigen Beweis seiner Güte leistet natürlich ein solches Werk erft im Unter= richt; es ift aber sehr zu wünschen, daß bald reichliche Ver= suche damit gemacht werden. In einer hoffentlich bald not= wendigen 2. Auflage könnten dann einige Rleinigkeiten verbeffert werden: Das Hedy würde dann vielleicht zum Bedi, und aus den Dialekten würden Mundarten, um fo eher, als einmal vom "dialektischen Sprachganzen" die Rede ist, das griechische Wort also verwirrend in einem andern Sinn verwendet wird als für "mundartlich". In dem Sate (S. 75) "Da die deutschen Konjunktionen teilweise von den schweizerischen abweichen" usw. weiß man nicht, ob "deutsch" und "schweizerisch" hier bedeuten "schriftdeutsch" und "mundartlich" oder ob unterschieden werden solle zwischen dem in Deutschland und dem in der Schweiz üblichen Schrift= deutsch. Schließlich sind ja auch die "schweizerischen" Kon= junktionen deutsch, aber eben schweizerdeutsch. S. 146 fragt jemand in einem Musterbriefe, warum man von der Post= verwaltung anders behandelt werde, "als man es sich von Bahn und Schiff gewöhnt ist"; besser wäre doch wohl: "als man es gewohnt ist". (Man gewöhnt sich an etwas, und wenn man sich daran gewöhnt hat, dann ist man daran gewöhnt [ohne "fich"!], oder man ist es gewohnt). Diese paar Aussetzungen seien nur angebracht, um zu zeigen, daß es uns nicht bloß ums Rühmen zu tun

war. — Lehrern und solchen, die sich felbst unterrichten wollen (das muß an Hand dieses Buches eine Lust und ein Gewinn fein), ist der Schlüffel ein willkommener Helfer.

Brieffasten.

5. N., B. Wir haben Ihnen das lettemal in dem Rindervers "Es schneierlet, es beierlet" das zweite Tätigkeitswort zu erklären "Es schneierlet, es beierlet" das zweite Tätigkeitswort zu erklären versucht und es als bloßes Reimspiel zum ersten gedeutet. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß laut Idiotikon eine andere Erklä-rung näher liegt. "Beierle" könnte nämlich eine Nebensorm oder Spiele-art sein zu "beiele, besele, bisele": in dünnen, kleinen Flocken schneien, welche Bedeutung in den Jusammenhang paßt, sehr verbreitet ist und entstanden sein dürfte durch den Vergleich der tanzenden Schnee-

flocken mit schwärmenden Bienen.

stocken mit schwarmenden Bienen.
K.K., d. Sie nehmen Anstoß an dem Sat in der 1. Spalte von Nr. 4/5: "Man fragt sich, weshalb ein solcher Schlendrian und eine solche Abkürzungssucht eingerissen habe". Schlendrian und Abkürzungssucht seien doch zwei "Dinge", also müsse man fragen, weshalb sie eingerissen haben. So könnte man auf alle Fälle sagen, aber die Einzahl ist in diesem Falle auch erlaubt, weil die beiden Dinge einander beige ord net sind und zusammengehalten werden durch das gemeinsome Merkwal der mangeluden Sprafalt sür die Sprache das gemeinsame Merkmal der mangelnden Sorgfalt für die Sprache. das gemeinsame Merkmal der mangelnden Sorgsalt für die Sprache. Der Fall ist ähnlich, wenn auch etwas lockerer, wie bei Schiller: "Daß sich Jerz und Auge weide —" oder im Sprichwort: "Salz und Brot macht Wangen rot". Umgekehrt darf die Satzaussage in der Mehrzahl stehen, obschon der Satzgegenstand durch ein Wort in der Sinzahl ausgedrückt ist, wenn diese keine geschlossene Sindelwesen eine Reihe von Sinzelwesen bezeichnet, besonders wenn diese Sinzelwesen genannt werden; z. B. "Sine Menge Wagen stehen vor der Türe" oder "Darüber lagen ein Paar Handschuhe" (Goethe). — Sinigen sprachlichen Anstog kann man in der At nehmen an der Behauptung (Spalte 3), daß der Stil der akademischen Landwirte "mehr nach Papier als nach bodenständigem Sast und Kraft" aussesen. Der Leier bezieht die Juschreibung "bodenständig" auch auf das sche Der Leser bezieht die Inchreibung "bodenständig" auch auf das solgende, mit dem ersten durch den Reim eng verbundene, aber leider weibliche Wort "Kraft", aber vor diesem müßte es heißen "bodenständiger". Die Wiederholung des Eigenschaftswortes hätte den Sat schwerfällig und pedantisch klingen lassen, die Weglassung des Sastes oder der Kraft ihn des wohlklingenden Reimpaars beraubt, und da hat sich halt der Versasser aus Stilgründen über die Sprachlehre hinweggesetzt wie Goethe, als er schried: "Was soll all der Schwerz und Lust?"

und Luft?"

O. W., Z. Kätselhaft sind in der Tat an den Zürcher Postbriefskasten Inschriften wie "Leerung des Briefkastens Werkkags nnunterbrochen (ohne von 3.45—4.45)" (Bahnhospost) und "Telegramme können, ohne bei Selbstkassierstationen, telephonisch aufgegeben werden" (Rämistraße, Römerhos). Natürlich sollte es statt "ohne" heißen "außer". Solche Gebilde sind undenkbar "ohne" von Leuten, die nicht Deutsch können.

L. W., L. Sie wundern sich, daß bei den Wettervoraussagen (solange wir solche hatten) das Wetter, wenn es darnach war, mit "heiter" statt mit "hels" bezeichnet wurde: "heiter" beziehe sich auf einen Semitszustand ähnlich wie "luftig". Sie ieren sich: schon vor tausend Jahren wurde die Sonne heiter genannt (heitariu sunna). Goethe spricht von einem klaren und heitern Simmel, einem heitern Goethe spricht von einem klaren und heitern Himmel, einem heitern Dörfchen in der Ferne, von warmem, heiterm Wetter und sagt sogar: "Dem Heitern erscheint die Welt auch heiter". Da haben Sie beides

beisammen : die innere und die außere Seiterkeit.

E. S., Z. Sie haben durchaus recht mit ihrer Meinung, nach "trog" sollte man den Wem- und nicht den Wesfall setzen; denn das Vorwort "trog" ist entstanden aus dem Hauptwort "Trog", und dieses wird auch heute nie ohne Wemfall gesetzt. Der Satz: "Ich gehe aus trog dem Sturme" ist ursprünglich so gemeint gewesen: "Ich gehe aus trog dem Sturme" ist ursprünglich so gemeint gewesen: "Ich gehe aus — Trog sei dem Sturme!" Aber der Mißbrauch mit dem Wessfall hat nicht, wie Sie glauben, erst vor etwa 50 Jahren begonnen; er kommt schon die Goethe vor und vielseicht noch viel früher. Vielslicht hat er vor 50 Jahren so schon so schon die heicht haute keinahe als hesser gilt iedensalls ist er heute in gehräuche Wesfall heute beinahe als besser je sitt; jedenfalls ist er heute so gebräuch-lich, daß man ihn nicht mehr als Fehler behandeln darf; denn in der Sprache herrscht, wie im übrigen Leben, durchaus nicht immer die Vernunft, sondern allerlei anderes. Entstanden ist der Mißbrauch wohl vernunft, sondern allertei anderes. Entstanden ist der Vitzbrauch wohl deshalb, weil beim Gegenteil zu "trog", nämlich bei "wegen", wo ursprünglich nur der Wesfall richtig war, der Wemfall eingedrungen ist, bei sorgfältigen Schreibern aber immer noch der Wesfall als besser gilt. Erleichtert werden solche Übergänge von einem Fall zum andern dadurch, daß bei weiblichen Wörtern der Wess und der Wemfall gleich lauten: wegen der Not, trog der Historiusgliche ist desen wir auch eine krothen" und rie Wemfall das Ursprüngliche ift, sagen wir auch "trogdem" und nie "trogdes". — Genau wie mit "trog" steht es mit "dank"; auch da haben Sie recht. Ein Sat wie "Eine Strasversolgung konnte dank dem Eingreisen reicher Verwandter (!) vermieden werden" ist so zu

verstehen: "Eine Strasverfolgung konnte — Dank sei dem Eingreisen reicher Verwandter! — vermieden werden". Aber wenn es einmal heißt reicher Verwandter! — vermieden werden". Aber wenn es einmal heißt "dank der Silfe", sieht man es der Silfe nicht an, ob sie im Wess oder im Wemfall stehe, und weil bei dem sinnvervandten "wegen" mit Recht der Wesfall als der bessere gilt, schleicht er sich unrichtigerweise auch bei "dank" ein. Dieser Irrtum scheint noch nicht sehr alt zu sein. — Den Wessall hat mit Recht auch "kraft". Es ist natürlich entstanden aus dem Hauptwort "Kraft" und lautet ursprünglich "von" oder "durch" oder "aus" oder "in Kraft" und lautet ursprünglich "von" oder "durch" oder "aus" oder "in Kraft" kommt schon im 16. Jahrh. vor, aber nur mit dem Wessall, und wenn Sie gelesen haben: "kraft dem Urtikel 140 des Strasgesetzbuches —", so kann man sast deducen, daß es in diesem Strasgesetzbuch keinen Artikel gibt, kraft de sien (Ihr Schreiber würde natürlich sagen: kraft de m) man ihn bestrasen (3hr Schreiber würde natürlich fagen: kraft dem) man ihn bestrafen kann. — Wie leicht sich aber solche Irrtumer einschleichen, dafür liefern kann. — Wie leicht sich aber solche Irrtümer einschleichen, dafür liefern Sie selbst ein Beispiel, wenn Sie im Tone der Entrüstung schreiben, vor 30 Jahren hätte kein halbwegs gebilbeter Mensch geschreben: "Laut des Gesetzes über die zivilrechtlichen Verhältnisse —". Da können wir uns ja nur freuen, daß es unterdessen offenbar wieder besser geworden ist; denn der ursprüngliche Sinn verlangt da in der Tat den Wessall; er ist heute mit Recht ziemlich allgemein üblich. Dieses Vorwort ist wie "krast" entstanden durch Kürzung, nämlich aus "nach Laut des Artikels 140 des Gesetzes". Wenn Goethe einmal ausnahmsweise schrieb: "Laut dem Vorbericht", so wirkte da offenbar das Wörtchen "nach" nach" "Nach dem Vorbericht".

Allerlei.

Ein schönes altes Volkslied lautet: Rommt ein Vogel geflogen, Sett si nieder auf mein Fuß, hat e Zedel im Schnabel, Bo meim Schätzle ein Gruß. Ein Spaßvogel hat sich den Scherz geleistet, das in heutiges Bürodeutsch

zu übertragen:

Nach Aussage des Zeugen Meier ergibt sich das Bor= liegen folgenden Tatbestandes: Um gestrigen Tage erschien auf dem Luftwege in der Wohnung des Meier ein der Berfönlichkeit nach nicht näher bekannter Bogel zwecks Niederlassung auf dem rechten bzw. linken Juge des Obge= nannten. Die Tatsache, daß das Tier vermittelst seines hierzu besonders geeignet erscheinenden Schnabels einen Zettel mit= zuführen vermochte, versetzte dieses in die Lage, dem Meier auf schriftlichem Wege einen Gruß von einer weiblichen Berson zu übermitteln, welch lettere als des ersteren Liebste identifiziert werden konnte.

"Weckruf" des Deutschen Sprachvereins.

Aus einem alten Kalender: Bur Beit, da die Bourbaki in der Schweiz Unterkunft gefunden hatten, brachte in Lachen eine neu angestellte junge Rellnerin einem Türko den befohlenen Schoppen. Der Wüftensohn sah sie mit verliebten Blicken an und sagte in tiefstem Basse "Merci!" Das Zürcher Meiteli errötete und raunte ihrer Kameradin vertraulich zu: "Denk au, Babeli, der Türko cha scho Tüütsch!" Doppelt genäht hält besser. Mary Lavater-Sloman

(geborene Hamburgerin, die offenbar auch den Berliner Sprachgebrauch kennt) erzählt in ihrer lustigen Geschichte "Die steinerne Tote": "Franz-Friedrich von Nutzing sah sich — wie man in Berlin sagt — dem vis-à-vis de rien gegenüber". — Der Junggeselle heißt französisch bekanntlich garçon. Er wohnt meistens in einem "möblierten Zimmer"; er heißt daher häufig "möblierter Herr", in Leipzig "Gar-

conherr".

Wer Hans Waldmann war, glauben die Zürcher zu wiffen, aber daß ihr Bürgermeifter und Seld von Murten (+ 1489) auch schon "in Tee gemacht", das wußten sie bisher nicht, doch fie lernen es nun. Der Tee kam zwar erft im 17. Jahrh. nach Europa, aber in Zürich gibt es einen "Tea-Room Hans Waldmann", zu dessen Kame bürgt für Inhaber in der Zeitung beifügt: "Sein Name bürgt für Qualität". Der Mann hat sich mit seinem "Lokalpatriotis» mus" umfonft lächerlich gemacht; denn auf diefe Burgschaft hin wird der Zulauf kaum größer werden.